Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 31 (1955-1956)
Heft: 6

Artikel: Randbemerkungen
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1072306

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

RANDBEMERKUNGEN

Warum zu viele studieren

JEDES Jahr warnen Berufsberater und selbst Hochschuldozenten vor dem unsinnigen Andrang an unsere Hochschulen. Man weist nach, daß sich in zahlreichen Berufen, z. B. bei den Juristen und Germanisten ein eigentliches akademisches Proletariat herausgebildet hat, und daß viele dieser Akademiker bedeutend weniger verdienen als gleichbegabte kaufmännische oder technische Angestellte. Auch an der medizinischen Fakultät werden mehr Ärzte ausgebildet, als die Praxis aufnehmen kann.

Warum nützen alle diese Ermahnungen nichts? Sind die akademischen Berufe wirklich immer noch so überbewertet, daß die Eltern ihre Kinder in diese Laufbahn drängen, trotzdem die wirtschaftlichen Aussichten oft sehr fragwürdig sind?

Ich glaube, in diesem Fall sind weniger die Eltern als die Kinder schuld. Wenn sich nach der Volksschule die Frage nach der weiteren Ausbildung stellt, dann ist die Lage häufig so, daß man beim besten Willen noch nicht klar sieht.

«Ich glaube nicht», sagt der Vater, «daß der Ernstli das Zeug zum Studieren hat, seine Talente liegen mehr auf praktischem Gebiet. Aber ich kann mir darüber kein abschließendes Urteil erlauben. Es wird deshalb am besten sein, ihn ins Gymnasium zu schicken, dann stehen ihm später alle Möglichkeiten offen. Geht es dann nicht gut, kann er immer noch eine Lehre machen, und es ist auch nicht gesagt, daß jeder, der die Maturität gemacht hat, studieren soll. Eine gute Allgemeinbildung schadet ihm auch dann nicht, wenn er Kaufmann wird.»

Das sind sehr vernünftige Überlegungen, aber die Praxis sieht anders aus. Wenn ein Jüngling oder ein junges Mädchen schon in einer Schule sind, wollen sie begreiflicherweise wenn möglich nicht hinausfliegen. So gibt sich der Ernstli redlich Mühe, sich auf dem Gymnasium behaupten zu können, obschon es ihm dort nicht recht gefällt. Und so besteht er mit Ach und Krach die Matura.

Und nun wäre der Zeitpunkt da, einen nicht akademischen Beruf zu ergreifen. Aber dieser Entschluß ist bei den Kameraden verpönt. Alle, oder wenigstens die tonangebenden, beziehen die Universität. Sie werden auch von den Lehrern in diesem Sinne beeinflußt, und einer, der nun nachträglich noch eine kaufmännische Lehre oder ein Bankvolontariat macht, trotzdem er Latein und Griechisch gelernt hat, gilt irgendwie als fahnenflüchtig.

Und so wird dann irgendein Verlegenheitsstudium angefangen, wie z. B. Jurisprudenz oder Kunstgeschichte, und einer mehr erwirbt den Doktorhut, dem es wöhler ohne wäre.

Es gibt viele Länder, wo nur ein kleiner Teil der Mittelschüler später studiert. Und das scheint mir eigentlich die bessere Lösung. Es ist allerdings für Eltern nicht leicht, einen Sohn oder eine Tochter, die erklären, studieren zu wollen, von diesem Entschluß abzuhalten, denn ganz sicher ist man ja seiner Sache nicht, und die jungen Leute treten sehr selbstbewußt auf.

Ein Mittel, das sich oft empfiehlt, ist die Einschaltung eines Praxisjahres. Man sollte immer dann, wenn man Zweifel hat, ob nach der Maturität das Studium am Platze sei, sagen: «Jetzt gehst du ein Jahr in die Praxis und arbeitest als Volontär. Wenn du nachher immer noch studieren willst, ist es uns auch recht.» Ein großer Teil der jungen Leute wird nachher nicht mehr auf die Schulbank zurück wollen.

Zur Nachahmung empfohlen

In der Nähe des idyllischen Dörfchens Steyning in England, nicht weit von Brighton, hat das britische Auswärtige Amt billig ein schönes Schloß mit prachtvollem Garten gemietet. Dort ist Wilton-Park untergebracht. Wilton-Park ist eine Art Akademie, die bei Ausländern Verständnis für englische Kultur und englisches Wesen fördern will. Es werden fortlaufend deutsche Frauen und Männer jeden Alters, aus allen Berufen, Konfessionen und Parteien zu einem vierwöchigen Kurse eingeladen. Um die Atmosphäre etwas aufzulockern, nehmen gewöhnlich auch einzelne Schweizer, Holländer, Belgier oder Skandinavier teil.

Leiter ist ein hervorragender Oxford-Mann, Rektor H. Koeppler. Ihm stehen vier Mitarbeiter, sogenannte Tutoren, zur Seite. Daneben kommen häufig prominente Vertreter des englischen wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Lebens nach Wilton-Park, um Vorträge zu halten und an Diskussionen teilzunehmen. In der zweiten Hälfte der Kurse führt man meistens Besichtigungen besonders interessanter englischer Institutionen durch. Man kann sich kaum eine Gelegenheit vorstellen, England besser kennenzulernen.

Eine solche Akademie wäre auch für die Schweiz außerordentlich wertvoll, und zwar nicht nur für Ausländer, sondern für die Schweizer selbst.

Es ist unglaublich, wie schlecht die meisten von uns unser eigenes Land kennen. Ich meine nicht die touristischen Schönheiten.

Ich habe in zwei Malen, in denen ich in Wilton-Park war, zahllose englische Institutionen gesehen, deren entsprechendes Gegenstück in unserem Land ich nie kennenlernte. Ich habe z. B. schon viele Vorträge über Förderung des dörflichen Eigenlebens gehalten, aber erst vor einem Jahr – anläßlich eines Besuches von deutschen Journalisten – hatte ich Gelegenheit, einer dörflichen Gemeinderatssitzung beizuwohnen. Ich habe durch Vermittlung von Wilton-Park studieren können, wie die verschiedenen englischen Gerichtshöfe arbeiten, nie aber z. B. einen zürcherischen Polizeirichter am Werk gesehen. In England besuchten wir unter sachkundiger Führung Slums wie Mustersiedelungen, und zwar war Gelegenheit gegeben, auch das Innere der Häuser zu betreten und mit den Bewohnern ausführlich zu reden. Hier bot sich mir nie eine ähnliche Möglichkeit. Ich nahm in England an Führungen teil, wo anhand praktischer Beispiele die Probleme der Bauern erläutert wurden. Im eigenen Land besuchte ich zwar auf Wanderungen schon manche Sennhütte, nahm aber noch nie an einer Führung teil, bei der die geschichtlichen, rechtlichen und wirtschaftlichen Grundlagen der Alpwirtschaft dargestellt wurden. Kurz, ich muß zu meiner Schande gestehen, daß ich die Schweiz schlecht kenne, und dabei kenne ich sie bestimmt besser, als viele meiner Mitbürger.

Natürlich ist es bei entsprechender Anstrengung möglich, sich diese Kenntnisse anzueignen, aber das ist für einen Einzelnen mühsam und zeitraubend. Ich würde deshalb mit Begeisterung an einem vierzehntägigen oder vierwöchigen Kurs mitmachen, an dem Schweizern die Schweiz erklärt wird, und wo man Gelegenheit hätte, mit interessanten Eidgenossen aus andern Landesteilen und andern sozialen Schichten zusammenzukommen.

Die wackern Alten

Es gibt eine Art Höflichkeit, die verletzender wirkt, als massive Grobheit, und es gibt gewisse gütige Ausdrucksweisen, die einem Schlag ins Gesicht gleichkommen.

«Die alten Leutchen erfreuen sich beide noch bester Gesundheit», heißt es in einer Zeitungsnotiz anläßlich einer diamantenen Hochzeitsfeier.

Wieso Leutchen? Der Diminutiv ist eine Koseform, die sich im Schweizerdeutschen großer Beliebtheit erfreut. Sie ist Ausdruck der familiären Beziehungen, die wir in unserer kleinen Demokratie zu Menschen und Dingen haben. Aber im Hochdeutschen ist das anders. Dort ist die Verkleinerungsform wirklich eine Verkleinerungsform. Dadurch, daß Leute zu «Leutchen» werden, zeigt man, daß man sie nicht mehr ernst nimmt, und das ist wohl das Schlimmste, was alten Menschen passieren kann.

Ähnlich wirken gewisse Eigenschaftswörter, wie z. B. «wacker».

Da bezeichnet etwa ein Journalist oder Sozialfürsorger einen rüstigen Greis als «wackern Alten». Das ist der Ton, in dem seinerzeit in Deutschland Durchlaucht mit Untertanen redete. Er ist durchaus ungehörig.

Aber auch im mündlichen Verkehr kommt diese Mißachtung alter Leute zum Ausdruck. Sobald gewisse Menschenfreunde mit Alten zu tun haben, z. B. beim Besuch in einem Altersheim, schlagen sie einen speziellen Ton an. Sie reden nicht nur unnötig laut – statt deutlich –, sondern irgendwie besonders undifferenziert und primitiv. Sie reden wie mit Schwachsinnigen. Von dieser schlechten Gewohnheit sind leider auch viele Pfarrer nicht frei.

So wenig eine besondere Sprache am Platz ist, wenn man mit Kindern spricht, so wenig gehört es sich, Stimme und Ausdruck zu ändern, wenn man sich mit alten Menschen unterhält. Kinder und alte Leute wollen das gleiche wie alle Menschen: ernst genommen werden.

Das unbekannte Telefon

Es gibt immer noch eine Kategorie von Schweizern, bei denen es sich offenbar noch nicht herumgesprochen hat, daß das Telefon eine Einrichtung ist, welche es ermöglicht, mit Personen, die sich nicht im gleichen Raum befinden, in Verbindung zu treten. Das ist ein Teil der Beamten.

«Sie werden hiermit aufgefordert, sich unverzüglich im Büro 529 im Amtshaus 19 einzufinden, zwecks Abklärung der Verhältnisse Ihrer Hausangestellten, Anna Pedroni, aus Desenzano (Italien), geboren 1934», lautet ein Zettel, den Ihnen die Post ins Haus bringt.

Die geplagte Hausfrau macht sich frei zum Gang auf das Büro. Dort teilt man ihr mit, man habe die Hausangestellte mit dem Namen Maria angemeldet, während sie aber auf ihren Schriften Anna heiße. Das Mißverständnis klärt sich rasch auf, aber Sie haben einen Vormittag verloren. Wieviel einfacher, wieviel billiger für alle Teile wäre es gewesen, wenn der betreffende Beamte das Telefonbuch geholt, Ihre Nummer herausgesucht und die Frage telefonisch abgeklärt hätte.

In vielen Ämtern wird das Telefon im Verkehr mit den Einwohnern so intensiv benutzt wie in einem privaten Betrieb. Aber andere halten immer noch an ihren Vorladungen fest, als ob wir im 19. Jahrhundert und nicht im Jahre 1956 lebten.

Der falsche Maßstab

Die Schweizergeschichte, wie sie an unsern Schulen gelehrt wird, geht von einem andern Standpunkt aus als die Schweizergeschichte, von der die Kinder anderer Länder zu hören bekommen. In den französischen Schulen wird die Niederwerfung Karls des Kühnen durch die Eidgenossen begreiflicherweise nicht mit der gleichen Begeisterung dargestellt wie bei uns. Und im Schwabenkrieg sieht man in Deutschland, wo er übrigens Schweizerkrieg heißt, durchaus nicht die bewunderungswürdige Tat eines um seine Freiheit ringenden Volkes.

Das ist ganz in Ordnung. Geschichte kann man nicht betreiben, ohne zu werten. Solange man sich nicht hinreißen läßt, die Tatsachen zu verfälschen, so ist nicht viel dagegen einzuwenden, daß gleiche Ereignisse in verschiedenen Ländern verschieden interpretiert werden.

Während nun aber der schweizerische Standpunkt in der Schweizergeschichte eher zuviel zur Geltung kommt, so kommt er in der Weltgeschichte zu wenig zur Geltung. An den meisten unserer Schulen wird die Weltgeschichte merkwürdigerweise weitgehend vom Gesichtspunkt undemokratischer Imperialisten aus betrachtet.

Otto dem Neunten gelang es, durch Eroberung von Litanien und Merobien die Grenzen seines Staates zu erweitern, weshalb er mit Recht den Namen «Der Große» erhielt. Leider zeigte sein Sohn, Otto der Zehnte, nicht die gleiche Tatkraft wie sein Vater, diese beiden Länder gingen unter seiner Herrschaft wieder verloren.

Bei einer Eroberung sind stets zwei dabei, ein Eroberer und ein Eroberter. Daß die Geschichtsschreiber des Siegers und seine Geistesverwandten die Annektierung eines Landes als großes Verdienst feiern, ist verständlich. Ein Wolf rechnet es sich als Heldentat an, wenn er ein Schaf auffrißt. Das ist aber kein Grund

für die übrigen Schafe, sich diese Betrachtungsweise zu eigen zu machen.

Es wäre vielleicht doch empfehlenswert, wenn man in unsern Schulen darauf hinweisen würde, daß Alexander oder Napoleon ihre «Erfolge» vor allem dem Umstand verdanken, daß sie ebenso rücksichtslos kleinere Nationen ihrer Freiheit beraubten, wie das zu unsern Lebzeiten die deutschen und russischen Machthaber taten.

Die Familie ist nicht in Gefahr

Es ist schon lange her, daß die Bären im Wald beim Beerensuchen eine Gefahr bedeuteten, aber immer noch spielen die Kinder «Chum, mer wänd go Beeri sueche, s isch doch ä kän Bäär im Wald». Vorstellungen dieser Art haben eine merkwürdig lange Lebensdauer. Zu den Befürchtungen, die immer noch geäußert werden, obschon sie schon lange nicht mehr aktuell sind, gehört auch das Schlagwort vom Verfall der Familie. Die Familie war einmal in Gefahr: vor 20 oder 30 Jahren, als eine zersetzende Literatur den Familienvater zur humoristischen Figur machte.

Heute hat sich das zum Glück in der Schweiz geändert. Wenn irgendeine menschliche Gemeinschaft gesund ist, ja immer stärker wird, dann ist es die Familie. Sie können die Probe aufs Exempel machen, wenn Sie in Ihrem Bekanntenkreis Umschau halten. Auch Menschen, die sonst selbstsüchtig sind, opfern alles für das Glück ihrer Kinder. Besonders die junge Generation ist in dieser Beziehung vorbildlich. Die heutigen jungen Väter nehmen sich der kleinen Kinder viel mehr an, als das bei der letzten oder vorletzten Generation der Fall war, wo man oft meinte, sich mit Kindern abzugeben, sei eines rechten Mannes unwürdig. Heute sieht man diese jungen Ehemänner Kinder wickeln, füttern, ins Bett bringen, Kinderwagen stoßen usw.

Ich weiß, die Sozialfürsorger erzählen andere Geschichten, aber sie bekommen vor allem jene Familien zu sehen, bei denen es nicht klappt; sie erhalten deshalb, wie auch die Eheberater und Psychiater, ein verzerrtes Bild.

Aber wie erklären sich denn die vielen Scheidungen? Ist die Schweiz nicht das scheidungsreichste Land der Erde?

Nein, auch das ist eine jener Behauptungen, die einer dem andern nachsagt, ohne sich die Mühe einer Überprüfung zu nehmen.

Nach dem Eidgenössischen Statistischen Jahrbuch wurden im Jahre 1950 auf 10 000 verheiratete Frauen in der Schweiz deren 42 geschieden; in Dänemark waren es 67, in Westdeutschland 66 und in den Vereinigten Staaten sogar 104. Weniger Scheidungen haben natürlich jene Länder, wo man fast nicht scheiden kann. Viel weniger Scheidungen weist auch England auf. Dort ist aber die sogenannte Desertion, d. h. das Verlassen der Gattin sehr häufig. Der betreffende Ehemann läßt sich nicht scheiden, wohnt aber mit seiner Freundin zusammen. Um dieses Konkubinat zu tarnen, wechseln er oder sie den Namen, was in England sehr leicht möglich ist. Wenn er Smith heißt und die Freundin Brown, so ändert diese ihren Namen in Smith. Nachher wohnen Herr und Frau Smith zusammen, was natürlich niemandem auffällt. Nein, die Familie ist tatsächlich stärker als je.

Ich bin der Letzte, mich über diese Entwicklung nicht zu freuen, denn ich habe mich schon für die Familie eingesetzt, als solche Bestrebungen als spießbürgerlich galten, und gerade deshalb darf ich vielleicht darauf hinweisen, daß diese Hypertrophie der Familie auch ihre Schattenseiten hat. Viele Männer sind heute derart von der Familie in Anspruch genommen, daß für die anderen Gemeinschaften einfach nicht mehr genug Interesse übrig bleibt. Sie sind so gute Familienväter, daß sie es vorziehen, über das Wochenende mit den Kindern zu zelten, statt ihre Stimmpflicht zu erfüllen. Ist es nicht auch bezeichnend, daß die Familie, wenigstens in den protestantischen Gegenden, fast alle religiösen Weihetage in Beschlag genommen hat? Die Weihnacht ist aus einem Fest der Christenheit mehr oder weniger zu einem Anlaß des Familienegoismus geworden. An Ostern wird an die Auferstehung von Christus kaum mehr gedacht, sondern die Feier erschöpft sich darin, daß man den lieben Kindern Ostereier versteckt. Sogar die Konfirmation ist immer mehr zu einem gemütlichen Sippenfest geworden. Selbst der Geburtstag unseres Vaterlandes, der 1. August, wird von vielen nicht mehr in Gemeinschaft mit ihren Miteidgenossen begangen, sondern, was sicher widersinnig ist, im engsten Familienkreis. Man kauft